

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 11. Dezember 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 16.

## Schnee.

Von Martha Groffe.

Ich geh' so gern, wenn leicht und schneidend  
Der Schnee in weichen Flocken sint,  
Und auf den dichtverschneiten Wegen  
Im Schweigen jeder Laut ertrinkt.

Dann fühl' ich ganz mich hingeeben  
All dem, was leise in mir ruht,  
Dann bin ich wie ein Kind zufrieden,  
Und alles Weh ist wieder gut.

Dann sinkt wie milder Friedensregen  
Ins Haar der weißen Sterne Licht,  
Und meine stillgeordnete Seele  
Hüllt Gott in Güte warm und dicht.

## Blinde Passagiere auf Ozeandampfern.

Von E. Jahn.

Es kommt viel häufiger vor, als man meint, daß sich sogenannte „Blinde Passagiere“ auf den großen Ozeandampfern einschleichen.

Die meisten Leute sind mit den Verhältnissen des Seelens so gut wie gar nicht vertraut; sie haben keine Ahnung, wie viele sich einschmuggeln, um nach Amerika oder nach viel weiter entfernten Ländern zu gelangen.

Es sind das Leute, die aus sehr dringenden Gründen die äußerlich notwendig gewordene Reise machen müssen, oft aber auch arme Seelchen, die kein Reisegeld haben und darum umsonst reisen wollen.

Wenn solche Leute es verstanden haben, sich vorher des Schutzes der Schiffsmannschaft zu versichern, dann kommt es nicht selten vor, daß der „Blinde Passagier“ die sechs- oder achtstägige Reise nach New York mitmacht, ohne überhaupt „entdeckt“ zu werden.

Am Tage hält er sich in seinem ihm zugewiesenen Schlafwinkel gut verborgen, und erst bei vollkommener Dunkelheit kommt er zum Vorschein, um sich zu ergehen und von seinen Beschützern die nötige Nahrung für den folgenden Tag in Empfang zu nehmen.

Die Matrosen bieten solchen Reisenden stets gern und gültig die Hand; denn einmal haben Seelente trotz ihres äußerlich rauhen Wesens meist doch ein mitfühlendes Herz für einen „Bedrängten“, andererseits aber macht es ihnen eine Art köstlichen Spas, dem Kapitän und den Schiffsoffizieren ein Schnippen zu schlagen.

Manchmal aber kennen auch diese einen solchen „Passagier“ und erlauben sich heimlich auf Umwegen nach seinen Verhältnissen; und wenn sie dabei erfahren, daß er drüben nur sein Glück versuchen will, sonst aber harmlos ist und in der Heimath nichts „auf dem Kerbholz“ hat, dann thun sie wohl, als wüßten sie von nichts. Kommt ihnen dann der „Blinde“ unglücklichweise doch irgendwie auffällig zu Gesicht, dann wird er angehalten, die Ueberfahrt gewissermaßen abzuwarten; außerdem wird er tüchtig ausgefressen, und es wird ihm mit einer Anzeige gedroht, die Sache wird aber nicht schlimm; wenn er fleißig und harmlos ist, wird ihm dann Zeit gelassen, zu entweichen.

Bei einer längeren Reise, z. B. nach Südamerika, Ozeanien oder Australien geht das „Versteckspiel“ auf die Dauer nicht, denn der Mann muß der unerträglichen Hitze wegen an die Luft.

Daß nun die Sache nicht immer in der oben geschilderten glatten Weise abläuft, dafür will ich hier ein selbst-erlebtes Beispiel erzählen.

Für diesen Fall könnte ich die Ueberfahrt wählen: „Ich muß mit.“

„Ich muß mit.“

„Können Sie mir nicht sagen, wo der erste Offizier ist, und wie er heißt?“ fragte mich ein feingetadelter, etwa zweiundzwanzigjähriger junger Mann. Sein Gesicht war von Podendarnen ganz zerrissen und machte im Verein mit seinen kleinen, listigen, unverschämten dreinblickenden Augen keinen angenehmen Eindruck; sonst aber trat er ganz höflich auf. Es war in New York und ich stand an Bord der „Indianapolis“ an der Schiffstreppe, um den Postboten zu erwarten.

„Jawohl“, erwiderte ich, „dort steht er.“ Der Offizier stand in unserer Nähe. „Sein Name ist Fermor.“

Mit wenigen Schritten stand der Fremde auch schon vor dem Offizier, lästete mit aller Höflichkeit den Hut, stellte sich unter dem Namen Schwippmann vor und bat Herrn Fermor, ihn in einer dringenden Angelegenheit einige Minuten anzuhören, was der wirklich liebenswürdige und gültige Mann auch bereitwillig zusagte.

„Ich habe“, so begann jener, „wenn ich auch nicht in Hamburg geboren bin, doch lange Zeit bei einer dort wohnen-

den reichen Tante gelebt und bin vor einigen Jahren hierher nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Diese Tante ist nun gestorben und hat mir gemäß einer Zusage, die sie mir bei Lebzeiten gegeben hatte, eine namhafte Summe vermacht. Um dieses Geld wollen mich nun die anderen in Hamburg lebenden Verwandten und Erben bringen, und das werden sie erreichen, wenn es mir nicht gelingt, sobald als möglich drüber den Schutz der Gerichte in Anspruch zu nehmen.“

Bei diesen Worten zog er mehrere Briefe aus der Tasche und begann, dem Offizier die ihm wichtigsten Stellen vorzulesen, was die er aber mit der bößlichen Bemerkung abwehrte, daß er ihm aufs Wort auch ohne die Beweise glauben wollte.

„Ohne Zweifel müssen Sie das thun“, sagte er, „und je schneller, desto besser.“

„Nicht wahr? Sie sind ganz derselben Meinung; das freut mich.“ Antwortete der Fremde. „Aber das Ding hat noch seinen bösen Haken. Ich bin nämlich in dem strengen, langen Winter mehrfach ohne Beschäftigung und ohne Verdienst gewesen, und meine Ertragnisse sind leider nahezu aufgezehrt. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als mich hinüberzuarbeiten. Und nun bitte ich Sie dringend, mich als „Ueberarbeiter“ ohne irgend welche Bezahlung mitzunehmen, denn ich muß nach Hamburg, ich muß mit.“

„Gern, sehr gern hätte ich Ihren Wunsch erfüllt und Sie unter dieser Bedingung mitgenommen, wenn Sie gefahren gekommen wären“, antwortete der Offizier nach und sah, wie der Fremde Fermor. „Aber wir haben gefahren das noch fehlende Personal vollständig ergänzt und angemustert.“

„Das hilft aber mir nichts, mein Herr, ich muß eben mit“, entgegnete Schwippmann.

„Thut mir leid, es ist aber ganz unmöglich“, war die Antwort.

„Aber ich muß ja mit. Sie können doch nicht wollen, daß ich ein Vermögen verliere?“ entgegnete der Fremde.

„Gewiß nicht, ich bin aber nicht in der Lage, Ihnen helfen zu können, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Entschuldigen Sie mich, aber ich muß zum Dienst. Morgen früh acht Uhr gehen wir in See, und es ist noch viel zu thun. Ich wünsche Ihnen das Beste und einen guten Morgen.“ Mit diesen Worten verbeugte sich Herr Fermor leicht und ging.

Schwippmann aber sagte nur noch: „Und ich sage Ihnen, ich muß mit“, und ging ebenfalls.

Am anderen Morgen von 6 Uhr an fuhren unter den lustigen Klängen der Schiffskapelle die Mitreisenden heran. Die die erste Kajüte bewohnten, stiegen mittschiffs eine Brücke heraus, die geradeaus nach dem Hoch- und Promenadenende führte; die Fahrgäste des zweiten Salons, der am Hintertheil des Schiffes lag, bestiegen das Schiff auf einer anderen Brücke, die nach dem tiefer gelegenen Hauptdeck führte; und die Zwischendeckspassagiere gingen vorn über das Hauptdeck.

Während an den beiden Brücken für die Salonspassagiere Unteroffiziere — Quartiermeister genannt — standen, um die Honneurs zu machen, und hier Motrosen und Stewards sich aufhielten, um den Herrschaften das Gepäck abzunehmen, standen vorn im Schiff bei den Zwischendecken der zweite Quartiermeister und ein älterer Quartiermeister, um sich von diesen Passagieren segeln die Fahrkarten vorzeigen zu lassen. Abgenommen wurden diese Fahrkarten erst immer auf hoher See, wenn der Lootse bereits das Schiff verlassen hatte.

Alles ging glatt von statten, und während die vom Generalagenten der Schiffskompanie am Lande gestellte und unsere Kapelle auf dem Promenadenende gemeinsam „Deutschland, Deutschland über alles“ spielten, setzte sich das große, prächtige Schiff, die „Indianapolis“, in Bewegung.

Die Barre bei Sandy-Hoof an der Mündung des Hudson-Streams lag hinter uns; der Lootse hatte das Schiff verlassen, und die beiden Quartiermeister benannten — bei den Zwischendecken zuerst — die Fahrarten abzunehmen. Ich wollte gerade nach der Kommandobrücke gehen, als plötzlich, wie aus dem Ded herausgewachsen oder geschossen, Herr Schwippmann mit seinem unangenehmen Gesichte vor mir stand und mich höflich bat, ihn zum ersten Offizier, Herrn Fermor, zu führen.

„Aha“, dachte ich, „der Junge hat also doch noch Geld genug zu einer Fahrkarte gehabt und nur versucht, die Ueberfahrt so billig wie möglich zu machen, und will das Herrn Fermor jetzt mitteilen.“

Bei diesem angekommen, begrüßte

er ihn artig und sagte: „Sie sehen, Herr Fermor, ich bin zur Stelle und gern bereit, leichte Arbeit zu übernehmen.“

Fermor besann sich einen Augenblick, dann erinnerte er sich der Unterredung am vorhergehenden Tage und sagte unwillig:

„Aber ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, ich kann Sie nicht mitnehmen.“

„Gewiß, das stimmt. Aber ich habe Ihnen darauf auch erwidert: ich muß mit!“ entgegnete der andere.

„Ob Sie müssen oder nicht, mein Herr, darauf kommt es hier gar nicht an, sondern einfach darauf, daß ich Ihnen gesagt habe, ich kann Sie nicht mitnehmen, weil alle Plätze bereits besetzt sind“, fuhr Fermor zornig fort.

„Alright, und ich habe Ihnen gesagt: ich muß mit, und damit ist die Sache erledigt, denke ich“, erwiderte Schwippmann so gelassen, daß es schon mehr frech klang.

Das ging denn aber doch unserem gutmüthigen Fermor quer über den Kopf. „Was für ein Dummkopf!“ dachte er. „Die Sache ist damit nicht erledigt“, erwiderte Fermor nun zornig. „Sie werden für Ihre bodenlose Unverschämtheit beim Koch die Kessel putzen, und in Hamburg werde ich Sie verhaften lassen wegen Einschleizens.“

„Das können Sie getrost thun“, sagte Schwippmann, „die Hauptsache ist, daß ich nach Hamburg gelange. Und Kessel putze ich auch nicht; ich werde Sie wegen Mißhandlung verklagen, wenn Sie von mir Arbeiten verlangen, die über meine Kräfte gehen“, antwortete er höhnisch.

Schwippmann wurde nun sogleich zum ersten Koch gebracht und hatte während der Reise für die Küche Kartoffeln zu putzen.

Schon in der ersten Nacht tauchte der begründete Verdacht auf, daß Schwippmann ein sogenannter „schwerer Junge“ wäre; denn als er in dem Schiffsklosett, wo er schlafen sollte, die anderen eingeschlafen glaubte, erhob er sich leise, kleidete sich an, nahm aus einem höchst anständigen Koffer verschiedene kleine Papiere und begab sich damit an den Ded.

Er war aber doch beobachtet worden, und eine der Stewards, ein „Smarter“ (d. h. heller) dienstfertiger Mann, schlich ihm in der tiefen Dunkelheit nach dem Hochdeck des zweiten Salons begab. Dort hatte er mit einer Dame eine längere Unterredung, von der er schließlich ohne Verabredung etwa nach einer Stunde zurückkehrte.

Dieses Manöver wiederholte sich in jeder Nacht. Der Steward erkannte auch die Dame am Tage an ihrer Stimme und Figur wieder; sie hatte ein merkwürdig raffiniertes Gesicht und war unzweifelhaft nicht „echt“.

Das mußte auch den anderen Passagieren aufgefallen sein, denn trotzdem man an Bord nicht wächterisch in keinem Umzuge ist, wenigstens nicht so wie am Lande, verkehrte doch fast niemand mit ihr.

Auch dem Oberkoch versuchte Schwippmann die Geschäftsgeheimnisse aufzubinden, was ihm völlig gelang. Ja, er wußte den Mann so zu bereuen, daß der Koch sich erbot, ihm behilflich zu sein, zu entweichen und schon in Brunsbüttel heimlich das Schiff zu verlassen; die Koffer sollte der Koch in seiner Kabine aufheben. Später wollten sie sich in Hamburg treffen, und der Koch sollte jetzt sofort 300 Mark vorstrecken, damit der andere sich einen Advokaten annehmen und seine Erbschaftsangelegenheiten schnell und sicher zur glücklichen Entscheidung führen konnte. Dafür wollte ihm Schwippmann notariell 1000 Mark zuzuführen und das Darlehen wiederzahlen.

Auf des Oberkochs Frage, wie er an Bord gekommen wäre, erzählte er dreifach, in jeder Hand einen seiner hübschen kleinen Schlangengelder, dreifach nach dem Hochdeck gegangen und niemand hätte ihm aufgefallen. Dann hätte er sich allmählich nach dem Zwischendeck begeben, und als dort endlich die Fahrarten abgenommen worden wären, sich bei dem ersten Offizier gemeldet.

Allein in Brunsbüttel wurde ihm unverhofft ein Strich durch die Rechnung gemacht, denn die „Indianapolis“ durfte der Cholera wegen nicht nach Hamburg hinauf; so kam es, daß Herr Fermor sofort dort die Anzeige machte, als das Polizeiboot an das Schiff kam.

Wie erkannte aber Schwippmann, als ein Herr in Civil auf ihn trat, ihm eine Photographie vor die Augen hielt, mit der er eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte, und zu ihm sagte:

„Nun, Mr. Heibel, glücklicherweise langte mit Ihrer Dame? Sie werden mit dem nächsten Schiff nach dem

Schauplatz Ihrer Helbenthalten, nach Boston, über New York zurückkehren. Leugnen hilft Ihnen nichts; wir haben bereits die Brillanten in den Koffern der Miß Zoe gefunden.“

Selbstverständlich leugnete Schwippmann-Heibel hartnäckig. Das half ihm aber nichts. Es wurden ihm Handschellen angelegt, dann wurde er mit seiner Helfershelferin zunächst nach Hamburg befördert und dort festgesetzt.

Die beiden hatten ungefähr 14 Tage vor ihrer Abreise in Boston einen schlimmen Brillantendiebstahl verübt und sich dann wohl nach New York begeben. Heibel hatte sich aber gefürchtet, eine Fahrkarte zu lösen, weil er mit Recht annahm, er sei auf allen Schiffsbureaus bereits angemeldet. Beide sind dann 20 Tage später nach New York zurückbefördert worden.

Bei uns hatte er gesagt: „Ich muß mit.“ Auf der „Columbia“ sagte der inzwischen von Boston eingetroffene Beamte: „Sie müssen mit.“ Ein meilenweiter Unterschied.

Wäre der Mann bescheiden gewesen und hätte er um Verzeihung gebeten, er hätte sein Ziel, Hamburg, vielleicht ungefährdet erreichen können. So aber erreichte ihn die Strafe.

## Stips.

Von Emmy Osthaus.

Stips war natürlich nicht sein richtiger Name. Den kannte man im Geschäft gar nicht. Jemand hatte ihn Stips genannt, und Stips blieb er auch. Als er zuerst in das große Kaufhaus kam, nahm er nicht mehr Raum hinweg, als der Kaufschwanz in der Speisekammer. Er war klein, mager, blaß und jung und sah doch so alt aus. Sein kleines, faltiges Gesichtchen hatte etwas Gnomenhaftes, und einen Blick hatte der Junge — als ob eine Last ihn zu Boden drückte!

Leuchtend roth hob sich aus dem Einerlei nur jeden Morgen die Nase ab; ob sie von der Kälte oder von sonst was roth war, danach fragte man nicht. Aber man lachte darüber alle Tage; auch darüber, daß die Morgenröthe gegen Mittag verschwand und die geschwollene Nase in Farbe und Fassung halbwegs wieder normal wurde. Stipsens Kleidung war dürftig, dem Wetter nicht angepasst, und seine Stiefelsohlen waren dünn wie Papier und hatten thalergroße Löcher. Man war sehr gutmüthig im Geschäft, machte gern seine Witze mit dem mageren Kerlchen, lobte die „Luftlöcher“, die er allenhalben mit sich herumtrug, wurde doch nicht tattlos, so etwa, daß man ihn durch Ueberreichung einer besseren Hofe oder ganzer Stiefel gebemüthigt hätte.

Stips war ein braver und fleißiger Junge — anfangs. Eine Stunde, bevor die anderen kamen, trat er an, legte die Büreauräume, säuberte sorgfältig ab und zog sich, wenn alles blitzblank war, an die Wasserleitung zurück, schrubste sich kräftig den ganzen Kopf, bis zur Hochwahrleinie am Hals, klebte sich das Haar ordentlich und schneidig fest und putzte sich manchen Tag die Nägel, wie er das bei dem flotten Volontär beobachtet hatte.

Aber nach und nach schwand Stips' Enthusiasmus für seine verantwortungreiche Position. Der Buchhalter ein greller Schein, der das gegenüberliegende Haus von weitem wie in Brand stehend erscheinen ließ. Das sieht eine Frau im oberen Dorfe und erschreckt rennt sie zu dem in der Nähe wohnenden Hornisten der Feuerweh, um ihm die schreckliche Kunde zu bringen. Der wirft einen Blick in die gezeichnete Richtung, die Frau hat thatsächlich recht! Und augenblicklich greift er zum Horn und verkündet, daß es brenne. Der Hornist im unteren Dorfe vernimmt's — und ohne Zaudern holt er auch das Warnerinstrument, um seines Amtes zu walten. Schaurig ziehen die Alarmtöne durch das Dorf und dringen auch zu jenem Orte, wo gerade die Gemeindevorsteher ihres gebantenschweren Amtes der Berathung um der Ortschaft Wohl und Wehe walten. Allgemein schreit man auf und der Ortsdiener eilt zum Rathhausglöcklein, es in Bewegung zu setzen. Unglücklicherweise muß es nun auch gerade Zeit sein, zu der der Meßner das Amt des Glöckners versteht. Der hört die ersten Töne, die zum Kampf gegen das Feuer Gewaltigen aufrufen, und hastig geht er daran, Sturm zu läuten. Bis jetzt war es noch verhältnismäßig ruhig zugegangen im Dorfe. Aber mit der Einmischung der Sturmglöcker

auf allen Möbeln. Acht Tage Probezeit. Besserst du dich nicht gründlich, kannst du gehen.“

Stips zitterte an allen Gliedern, die Knie trachten ihm beinahe ein, er schnüffelte und schnaubte, und die Nase war röther als je zuvor. Den Schlaf rieb er sich wohl zu kräftig aus den Augen, denn woher kamen sonst wohl die Thränen. Nervös und aufgeregt fuhr er mit dem Stubwibel zehnmal über dieselbe Stelle, machte sich so klein, daß von dem winzigen Bengel fast nichts mehr übrig blieb und huschte dann lautlos hinter dem Rücken des Bestrengen, der ihn schon längst wieder vergessen hatte, zur Thür hinaus.

Am nächsten Morgen glänzte alles in Sauberkeit. Der Bengel hatte die verborgensten Winkel gefunden, nirgends war ein Staubkorn zu erblicken, und das artete im Laufe der Woche derart aus, daß die Buchhalterin die häßlichen Schreibarmel anzuziehen nicht mehr für notwendig erachtete.

Mit Genugthuung wurde das bemerkt, mit Mißbilligung aber auch, daß der Junge immer schäbiger und blässer aussah; daß aber auch neben der Nase die Augen feuerroth waren und eigentlich immer gewesen waren, das bemerkte keiner.

Am Sonnabend blieb Stips nach Geschäftsabschluss länger da. Er leerte die Papierkörbe, säuberte die Spundnäpfe, die Waschbeden und den Ausguß und freute sich auf Montag, daß er eine halbe Stunde später als gewöhnlich anzutreten brauche.

Der Montag kam, aber Stips kam nicht. Es wurde Mittag, Stips blieb aus. Der Chef schäumte und rief den Portier.

„Luz, gehen Sie mal augenblicklich in die Wohnung des Bengels und sehen Sie nach, was los ist. Wenn er nicht sofort kommt, kann er überhaupt wegbleiben.“

Als Luz zurückkehrte, machte er ein sonderbares Gesicht. Ganz leise klopfte er bei seinem Chef an, trat leise über die Schwelle und schloß lautlos die Thür.

Dann kam er zurück, mit einem Bogen Papier in der Hand. Eine Liste, und 200 Mark hatte der Chef gezeichnet. Die anderen gaben auch, gern und freudig, doppelt gern, weil sie sich schämten.

„Woran ist sie denn gestorben?“ fragte das nette Tippfräulein, und diesmal wurden ihr Nase und Augen roth.

„Hunger und Schwäche. Stips hat jede Nacht bei der Mutter gewacht und sie gepflegt. Mittwoch wird sie begraben.“

Stips kam wieder und verschwand dennoch, denn jetzt wußte auf einmal jeder seinen richtigen Namen.

## Gallo, Burger! 's brennt.

Züngst hat sich, wie wir aus Postnachrichten entnehmen, im oberbairischen Dorfe Röhendach ein viel belachtetes Schildbürgerstückchen zugetragen. Auf dem Bahnhof — Röhendach ist Haltestelle der Linie Donaueschingen-Neustadt — hatte ein Güterzug die Ueberholung durch zwei Personenzüge abzuwarten, und um eine übermäßige Dampfspannung im Kessel zu vermeiden, öffnete der Heizer die Feuerthür. Dadurch entflieht ein greller Schein, der das gegenüberliegende Haus von weitem wie in Brand stehend erscheinen läßt. Das sieht eine Frau im oberen Dorfe und erschreckt rennt sie zu dem in der Nähe wohnenden Hornisten der Feuerweh, um ihm die schreckliche Kunde zu bringen. Der wirft einen Blick in die gezeichnete Richtung, die Frau hat thatsächlich recht! Und augenblicklich greift er zum Horn und verkündet, daß es brenne. Der Hornist im unteren Dorfe vernimmt's — und ohne Zaudern holt er auch das Warnerinstrument, um seines Amtes zu walten. Schaurig ziehen die Alarmtöne durch das Dorf und dringen auch zu jenem Orte, wo gerade die Gemeindevorsteher ihres gebantenschweren Amtes der Berathung um der Ortschaft Wohl und Wehe walten. Allgemein schreit man auf und der Ortsdiener eilt zum Rathhausglöcklein, es in Bewegung zu setzen. Unglücklicherweise muß es nun auch gerade Zeit sein, zu der der Meßner das Amt des Glöckners versteht. Der hört die ersten Töne, die zum Kampf gegen das Feuer Gewaltigen aufrufen, und hastig geht er daran, Sturm zu läuten. Bis jetzt war es noch verhältnismäßig ruhig zugegangen im Dorfe. Aber mit der Einmischung der Sturmglöcker

ward's lebendig. „Bürger, hallo, 'raus, 's brennt!“ so scholl es durch die Gassen, und schier mochte das Rennen an die Schiller'sche Schilberung gemahnen. Die Oberdörfler saufen ins Unterdorf, die Unterdörfler ins Oberdorf, die Feuerspritze rollte heran, daneben und dahinter helmbeehrte und schnaubende Feuerlöschmänner, und im Gefolge eine Schaar von Männlein und Weiblein, die angstvoll suchend nach der Feuerstätte ausschauten. Da will niemand zurückbleiben. Sogar die Vertreterinnen des schwachen Geschlechts haben sich mit Eimern bewaffnet, um die Feuerweh zu unterstützen. Beim Bahnhof soll's brennen. Also dorthin gerückt. Aber man konnte nichts entdecken. Nur in still sonnigem Behagen saß der Bewohner des angeblich so schwer behorrten Hauses vor seiner Behausung und schmauchte still sein Tabakspfeifen. Er wollte sich merkwürdigerweise auch nicht davon überzeugen lassen, daß sein Haus feuergefährdet sei, trotzdem es noch immer durch die Gassen schallte: „Burger, 's brennt!“ Aber da war nichts zu entdecken, ob man auch den ganzen Bau und den Boden samt Keller und Holzstall untersuchte. Denn derjenige, der die eigentliche Ursache des gewaltigen Feuerlärms war, war inzwischen abgedampft. Und so zog man es schließlich vor, wieder abzuziehen und zum Ersatz dafür einen anderen Brand zu löschen.

## Wir leben zu rasch.

Wolle Dreiviertel meiner Patienten, bemerkt ein Arzt in einer sachwissenschaftlichen Zeitschrift, waren an ihrem Leiden selbst schuld. Sie hatten eben zu rasch gelebt. Das ist einer der schlimmsten Fehler unserer Zeit; es soll alles nur so im Fluge gehen und im Handumdrehen erreicht werden. Da sucht ein Mann in ein paar Jahren ein Vermögen zusammenzubasteln, zu dessen Erwerbung ein ganzes Menschenleben voll ehrenhafter Geschäftstätigkeit erforderlich ist. Das erfordert eine Arbeitskraft, die der Mensch nun einmal nicht hat, und wenn er nicht gerade ein Straßenräuber werden will, muß er sein Gehirn anstrengen und überanstrengen, und dabei klappen dann von jeht neun zusammen, vorausgesetzt, daß sie nicht zu Schwindlern werden und damit aus der anständigen Gesellschaft ausschneiden. Na, wer sein eigenes Geschäft treibt, dem hat ja schließlich bloß der Arzt etwas zu sagen, und auf den wird nicht gehört. Schlimmer ist es aber, daß diese Hast und Unrast sich auf alle ausdehnt hat, auch auf solche, die in einem bestimmten Beschäftigungskreise ein begrenztes Maß von tüchtiger Arbeit zu leisten haben; auch sie arbeiten wie geblitz, und nicht arbeiten allein, sie leben überhaupt, als stünde jemand mit der Peitsche hinter ihnen. Der Durchschnitts-Geschäftsmann der Gegenwart ist so rasch wie möglich, um seine Arbeit nicht zu lange zu unterbrechen, und dann bekommt er sehr bald Dyspnoe. Er geht in Eile, und bekommt einen Schlaganfall; er spricht in Eile, und ehe er sich versieht, hat er gelogen; er arbeitet in Eile, und ist ebenso schnell bankrott; er erledigt seine Bürgerpflichten am Stimmkasten in Eile, und Korruption ist die Folge; er heiratet in Eile und dann hat er bald die Scheidungslage am Hals; er zieht seine Kinder in der Eile auf, und wundert sich, wenn Taugenichtse daraus werden; er macht in Eile sein Testament, und die Gerichte stoßen es um; schließlich stirbt er in Eile, und — seine Nachkommen sehen sein Leben fort, und die Menschheit wird immer hastiger, immer unruhiger und rastloser, bis zuletzt im tollen Wirbel die Welt sich selbst nicht mehr kennt.

## Fatal.

Assessor (als ihm klar wird, daß er mit seiner Heirat einen Mißgriff gethan hat): „Dazu hat man nun zehn Semester die Rechte studirt, um hinterher an die Urrechte zu kommen!“

## Bescheiden.

Gnädige: „Mir scheint, da zieht ein Offizier in unser Haus ein, da kommen fünf Soldaten mit Koffern und Gepäck.“

Soeben eingetretene Köchin: „Ach, nee, die bringen mein's!“

## Ein „stücker“ Zufall.

Freundin: „Wie hast Du eigentlich Deinen zweiten Gatten kennen gelernt, Alice?“

Alice: „Durch einen Zufall. Er überfuhr nämlich meinen ersten Mann mit seinem Auto und mochte dann später der Beerbigung bei.“